

Aus Briefen Rudolf Wackernagels

Autor(en): Ernst Jenny
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1931

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6ea0d069-e057-4dae-871e-2fbc3806db20>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus Briefen Rudolf Wackernagels.

Mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht legen wir aus den reichen Brieffchätzen des Begründers und Herausgebers unsres Jahrbuchs den Lesern eine kleine Auswahl vor, wie sie uns durch die Güte der Familie überlassen worden ist. Nicht der äußern Biographie wollen wir damit dienen, wohl aber der innern: etwas von dem Schicksal seines Gemüths soll vor dem Leser erstehen. Darum ist Großes und Kleines beisammen; der Gatte und der Vater, der Beamte und der Geschichtschreiber, der Schriftsteller und der Landbewohner, — auf alle Seiten seines Wesens fallen Lichter, in breiter Flut oder nur blitzartig hinbuschend, um schließlich das Bild eines ganzen und seltenen Menschen zu hinterlassen.

Mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht. . . . Dem Menschen vor allem gilt sie. Jetzt verstehen wir, nach Jahren erst, warum in seinen Archivräumen auch ein behutsam geführtes Privatgespräch sich duckte und scheu in sich zusammenkroch, wenn von weitem der Schall seines Schrittes sich vernehmen ließ: vor dem Manne am Stocke, der seinem gehemmten Körper mit eiserner Disziplin das Größte täglich abrang und diese Leistung als eine Selbstverständlichkeit täglich neu vollbrachte, schämte man sich jedes behaglichen Gehenlassens. Aus den Briefen geht hervor: auch er hat in strenger Pflicht und froher Entsagung lernen müssen, daß Menschsein und Kämpfersein aufs innigste zusammengehören.

In großen Schwingungen geht das Pendel seines Wesens; Pflichten und Neigungen liegen weit auseinander;

Gegensätzliches und Widerspruchsvolles schafft Pein. Hierher hat ihn das Leben gestellt, aber sehnsüchtig regt die Seele ihre Schwingen nach einem entlegenen Ort. Der zwischen seine Akten Gebannte fühlt sich zum Schriftsteller geboren und möchte so gern „ein freier Mann“ sein, um dann doch wieder in der täglichen Pflichterfüllung einziges Genügen zu finden. Aus dem Gefühl körperlicher Gehemmtheit heraus strebt er vom Schreibtisch weg und beneidet die, so im frischen Handeln sich rühren dürfen; wie gerne kehrt er nach Anläufen zur Feder zurück! Der Stadtmensch träumt von der Herrlichkeit eines bescheidenen Landsitzes mit Feld und Garten und Wäldchen und weitem Blick in die Ebene der Vaterstadt, und bald lassen Geschäfte und Geselligkeit dort wieder die stille Stadtklaue als den einzigen Ort gesammelten Geistdaseins erscheinen.

Aber in unablässiger Pflichterfüllung und nie erlahmender Strenge gegen sich erwächst ihm mit den Jahren von selbst jener beruhigtere Gang, jene frohere Gesaßtheit, die die tägliche Arbeit als „Segen und Lebenserhaltung“ empfinden und preisen kann. Wohl spürt man da und dort etwas von Entsagung, Verzicht und begrabenen Wünschen, aber auch etwas von der Zuversicht: nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen.

Kampf und Selbstzucht sind mittelbar auch seinem Stil zum Vorteil geraten; stolz und schön in seiner Eigenwilligkeit, in der Sorgfalt von feierlichem Gehaben und unerschrocken in seiner Abseitigkeit, spiegelt er ganz und gar Sein und Wollen des Mannes. Hätte Rudolf Wackernagel je nur ums Brot schreiben müssen, er hätte doch nie bloß fürs Brot geschrieben.

Die treue Arbeit an sich trug noch mehr Frucht. War in reichem Maße Güte schon ein Angebinde seiner Natur, diese Selbstdisziplin hat das Pfund noch vermehrt. Welch ein Verstehenwollen für die Vielfalt menschlicher Anliegen spricht allein aus den Briefen an die Kinder! Ein schönes

altes Wort sagt, in einem guten lyrischen Gedicht müsse das Beste still und unausgesprochen umgehen, wie die Götter Homers ungehört und ungesehen durch die Reihen der Streiter wandelten vor der Schlacht. So webt ein gütiges Verstehen zwischen den Zeilen an seine Töchter, eine Duldung auch des ganz anders Gearteten, wie sie sich am schönsten in den Dingen des Glaubens offenbart. Keine Enge des Herzens, keine Binde der Augen legt sich vor die freie Weite der Gesinnung.

Und neben der Güte rühren Dankbarkeit, Demut und Bescheidenheit ans Herz. So dankbar immer wieder der äußerlich vom Leben Verkürzte der Gattin, den Kindern, den Freunden für das Glück des Hauses war, so bescheiden ließen ihn die großen Erfolge. So bescheiden, daß er gerade dann vor einer Abnahme seiner Kraft bangt, wie er die reifsten Früchte von seinem Baume schütteln kann.

„Wird eine Treue, die nicht rauscht, empfunden?“ sagt einmal sein Lieblingsdichter. R. Wackernagel war es nicht gegeben, mit seinen sittlichen Vorzügen zu rauschen. Um so mehr dürfen wir heute das Lob dieses innerlich so gefestigten, freien und vornehmen Menschen singen. In einem Werk des reifen Goethe, den er mit vorrückenden Jahren immer ausschließlicher las und allen andern vorzog, heißt es an bedeutender Stelle:

„Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Diskretion, und so verschwindet der schönste unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere.“ . . .

Mit der Veröffentlichung der nachfolgenden Blätter hoffen wir, für unsern Rudolf Wackernagel vom unmittelbarsten Lebenshauch der Nachwelt etwas erhalten zu haben. *)

Ernst Jenny.

*) Vgl. die biographischen Aufsätze über Rudolf Wackernagel in Band 1926 und 1930 dieses Jahrbuchs.

An die Frau.

Briefe aus Rom.

Rud. Wackernagel machte im Oktober und November 1889 eine Reise nach Rom.

Rom, 7. Oktober 1889.

Ich habe mich eigentlich darnach gesehnt, statt der bloßen Karten, Dir einen Brief schreiben zu können, Dir von mir berichten und Dir sagen zu können, wie glücklich ich bin.

Heute komme ich endlich dazu, zum ersten Geschäft dieses Tages, der mich nun einführen soll in die Wunder Roms.

Der Regen hat aufgehört, der blaue Himmel zeigt sich, und so freue ich mich unbeschreiblich. Unsere Reise ging ausgezeichnet vor sich mit Ausnahme des Wetters. Der erhoffte Mondschein war kaum zu sehen; und der Anblick des Sees vom Arxstein aus, die im Dunkel der Nacht doppelt mächtigen Berge, darüber im Gewölke halb versteckt der Mond, waren schauerlich-schön. Dann aber war nichts mehr, das uns am Schlafen hinderte, wozu die vortrefflich bequeme Einrichtung unseres Rupee geradezu herausforderte. Und so schliefen wir denn bis Bellinzona. Dann kam langsam das Morgengrauen, kam die Helle des Tages, kam die Zollrevision in Chiasso, die gut ablief, und endlich Como. Hier erblickte ich auf einmal südliche Formen und südliche Bauart der Häuser, alles neu und verheißungsvoll. In Mailand Halt und bescheidenes Frühstück, dazu beginnender Regen, der nach Fortsetzung der Fahrt immer zunahm. Da auch die Landschaft so öde und reizlos war wie nur möglich, so war die Reise dieses Tages, auch der Reisegesellschaft wegen, kaum ein Genuß, und als selbst die ersehnte Fahrt durch die Alpeninnen die überaus interessanten Formen des Gebirges, das in zahllosen Tunnels überschritten wird, nur in Regen und Nebel zeigte, sank unsere Stimmung nicht wenig herunter.

In Florenz, immer noch im Regen, stiegen wir im Hotel du Nord ab, einem Renaissancepalast eines Florentiner Adelsgeschlechts, wo es denn an Bauart und Einrichtung genug zu bewundern gab. Dann machten wir einen kurzen Rundgang durch die Stadt, und dieser war herrlich. Der Abend begann zu dämmern, die herrlichen Formen der Paläste und des Domes, der Loggia dei Lanzi traten ergreifend hervor und gaben ein überaus eindruckliches und vor allem einheitliches Bild des alten Florenz, das diese Bauten geschaffen. Als dann, wie wir vor dem Dome standen, die Glocken des Campanile langsam zu läuten begannen, war der Genuß des Augenblicks der schönste und eine reiche Entschädigung für den mühevollen Reisetag.

Andern Morgens, also Sonntag, Abfahrt mit dem 7 Uhr Zug nach Rom. Der Morgen war hell, hie und da schien selbst die Sonne über der wunderbar schönen, von Bergen umsäumten Ebene mit den malerischen Villen und Vignen, deren keine ohne Zypressen, Pinien und Ölbäume sich zeigte. Es boten sich da die köstlichsten Einzelbilder. Dazu das fruchtbare Land, die an Bäumen sich emporrankenden, von Baum zu Baum längs der Bahn sich weiter-spinnenden Reben, hängend voll Trauben, dann der träumerische See, Arezzo, Cortona, Orvieto, es war eine Fahrt voll von Genuß.

So fuhren wir weiter, erwartungsvoll, und als am fernen Horizonte über der Ebene der Campagna die ungeheuer gewaltige Peterskuppel emporstieg, als Ruinen und einzelne Villen die Nähe Roms allmählich ankündigten, da blickte ich mit eigentlichem Herzklopfen aus dem Fenster des Wagens nach unserem Ziele, welchem der Zug, in großem Bogen die Stadt umfahrend, entgegendampfte. Bei der Ankunft unbeschreibliches Getümmel und Geschrei; wir nahmen einen Wagen und nach allerhand Irrfahrten fanden wir ein Quartier im gut gelegenen Albergo Centrale, nahe dem Corso und dem Palazzo Colonna.

Und nun sollte ich Dir von dem Eindrücke reden, welchen Rom auf mich macht. Ich kann es nicht, da ich noch wie betäubt bin, nichts zu fassen und zu verstehen vermag, und nur staunen und wieder staunen. Es ist so vielerlei, so ungeheures, das neu ist und so bunt gemengt, daß ein reiner Genuß noch keine Stelle findet. Einen solchen bot uns einzig die gestrige Abendstunde im St. Peter. Der gewaltige Eindruck der Anlage mit dem Hof, den Kolonnaden, und dem sich aufstürmenden Vatikan, dann das Innere des Domes, unbeschreiblich groß! Dazu das Gefühl, an der Stätte zu stehen, die seit Jahrhunderten das Zentrum der Christenheit, das Ziel der Sehnsucht unzähliger Gläubiger ist; unter der immensen Kuppel die Grabstätte mit den Gebeinen Petrus' und Paulus', die zahllosen einzelnen Kunstwerke, die hin- und hergehenden Priester, und endlich in einer der Seitenkapellen eine feierliche Messe, assistiert von Kardinälen und gesungen von der berühmten päpstlichen Kapelle, in der Fülle dieser Dinge, die doch alle von einer Einheit ausgingen, lag eine unermessliche Wirkung, und ich betrachte es als eine gute Vorbedeutung, daß der erste römische Abend mir einen so großen und bleibenden Eindruck gemacht hat.

Rom, 10. Oktober 1889.

Ich schreibe Dir schon jetzt, in der schönen stillen Stunde des frühen Morgens, da ich nicht glaube, heute noch dazu gelangen zu können. Ich muß Dir aufs neue sagen, daß ich in wahrer Glückseligkeit lebe, viel mehr, als ich dies vorher für möglich gehalten habe. . . .

. . . Es ist dies ein dürftiger Umriß der bisherigen Erlebnisse; aber Du wirst auch aus diesen entnehmen, wie reich, gewaltig reich nun mein Leben ist. Ich genieße es aufs schönste; die körperliche Ermüdung ist nie allzugroß, und die geistige Erfrischung gar nicht zu beschreiben. Niemand wird sich der wunderbaren Wirkung Roms entziehen können,

und die Fülle der mannigfaltigen Eindrücke, die hier mir zuteil werden, hat, nachdem sie zuerst betäubend gewirkt, nun die Folge, daß man mit einem Gefühl einer stillen Wonne, wenn auch oft wie im Traume, sie genießt. Nichts ist hier überraschend mehr — es ist selbstverständlich, alles, das größte und schönste hier vereinigt zu finden, und nur selten fragt man sich, ob man mit Augen wirklich schaue und mit Händen berühre, was vor uns steht, ein Kunstwerk vielleicht, das vor Hunderten von Jahren schon das Entzücken der Welt gewesen, oder die Stätte eines alten, noch halb verborgen gefeierten christlichen Kultus, oder Rafaels Grab im Pantheon, das noch heute mit Kränzen geschmückt wird. In solchen Momenten wird mir klar, Außerordentliches zu erleben, und meine einzige Sorge ist die, diese Zeit auch richtig zu benützen und auszunutzen.

28. Oktober 1889.

Die letzten Tage waren reich an wechselnder Stimmung, heute kann ich Dir in schönster, friedevollster Ruhe schreiben. Von ganzem Herzen danke ich Dir für diese selbstlose Liebe, Deine Mitfreude, die mein hiesiges Leben und Genießen ja eigentlich erst zu einem so frohen macht. O daß es mir vergönnt sei, diese Zeit, die eine so wichtige in meinem Leben ist, recht anzuwenden, in rechter Weise zu genießen, dauernden Gewinn daraus zu ziehen!

Als ich Dir am Freitag geschrieben hatte, ging ich in den Vatikan, in die Säle der Statuen und blieb an diesem, bei der herrschenden Sciroccohitze einzig angenehmen Orte bis nach 2 Uhr. . . . Nachmittags besuchte ich in der Kirche St. Peter in Vincoli die berühmte Mosesstatue des Michelangelo, ohne doch von ihr den erwarteten Eindruck zu empfangen. Samstags arbeitete ich den ganzen Vormittag im vatikanischen Archiv. Es ist mir diese Arbeit an einem Tage der Woche nicht nur eine geradezu unentbehrliche Erholung von dem reinen Sehen und Aufnehmen, sondern

ich betrachte sie auch als wichtige Ergänzung meines Römerlebens überhaupt. Daselbe Papsttum, dessen bauliche und künstlerische Leistungen mir hier überall entgegentreten, erweist sich bei Bearbeitung seines Archivs in seiner ganzen ungeheuren Bedeutung als Weltmacht, und es macht einen eigenen Eindruck, in diesem ehrwürdigen, stillen Raume neben anderen Benützern aller Sprachen, Völker und Länder ebenfalls tätig sein zu können. Nachmittags besuchten wir einige Kirchen der Stadt. Sonntags zuerst S. Maria in Cosmedin, eine durch ihre Bauart wie durch die Qualität ihrer Besucher überaus charaktervolle Volkskirche. Wir wohnten in ihr dem Gottesdienst bei, sofern das, was wir sahen, mit diesem ehrwürdigen Namen überhaupt bezeichnet werden darf. Was uns fesselte, war das bunte und lebensvolle Bild des Ganzen, welches durch einen daran angeschlossenen Gang durch Straßen und Plätze mit zahlreichem, auf den Sonntag in die Stadt gekommenem Landvolk bestens ergänzt wurde. Welche Gestalten, welche Trachten waren hier zu sehen! Dann bis 1 Uhr erster flüchtiger Besuch eines großen Museums auf dem Capitol. Den Nachmittag verbrachten wir, wenn gleich bei düsterem Wetter, auf dem Ruinenhügel des Palatin. Hier standen die ältesten Ansiedelungen Roms, hie später die weiten Kaiserpaläste. Ausgedehnte Ausgrabungen haben seitdem hier ganze Straßen, Tempel und Häuser zu Tage gefördert. Daneben blühen Rosen und Orangen in herrlichster Fülle, stehen Büsche von Lorbeer und Myrthen und von einem Hain immergrüner Eichen überblickt Dein Auge die ewige Stadt, siehst Du zu Deinen Füßen das Forum, die Tempel, die Triumphbögen, das Colosseum. Es ist ein Ort wie geschaffen zum Träumen und dann zum Denken; zum völligen Verstehen und Erfassen gelange ich an einer solchen Stätte nicht, deren historische Bedeutung eine so unermessliche ist. Den späten Abend verbrachte ich mit S. im Theater: Othello, mit Ernesto Rossi in der Titelrolle.

Rom, am Tage St. Martins, 11. November 1889.

Ich sitze früh nach sieben Uhr am offenen Fenster, durch welches Sonne und blauer Himmel hereinblickt und schicke Dir nach Deinem kalten, fernen Norden die herzlichsten Grüße. Wie bald werde ich nun bei Dir sein! Dieser Gedanke bewegt mich unaufhörlich. Er erfüllt mich mit der seligsten Freude und zugleich mit der Wehmut des Abschiedes von Rom. Du wirst mir dieses nicht übel nehmen. Ich führe nun schon fünf Wochen lang ein Leben, das reich ist an der edelsten Freiheit, am schönsten Genüsse, an täglichem Umgang mit Dingen, welche erheben und erquickten, sodaß ich an die Beschränkung auf Alltägliches und auf pflichtgemäßes, oft kleinliches Treiben nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung denke. Aber ich fühle auf der andern Seite, wie gut es mir sein wird, daß nun auf das Genießen auch wieder nüchterne Arbeit folgt und dies um so mehr, da ich erfrischt und gestärkt bin, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Du wirst dann mit mir wohlleben an den Erinnerungen und mich tragen, wenn ich etwa da und dort der Gegenwart noch nicht völlig gerecht zu werden vermag.

Für Deinen lieben Brief danke ich Dir. Auf denselben folgte ein wohlausgefüllter Tag: Besuch von Kirchen und Palästen, dann der Gemäldesammlung des Vatikans (293 Stufen hoch gelegen!), endlich des Forums. Die Pinakothek war mir von einem früheren Besuche her schon bekannt, sodaß ich Rafaels Bilder mit erneuter Wonne genießen konnte; das Forum aber hatte ich bis jetzt nur flüchtig gesehen. Bei der genaueren Betrachtung desselben, als ich in den Trümmern der Tempel und auf der noch erhaltenen alten, heiligen Straße herumstieg, in den Hof der Vestalinnen und in die Basilika Konstantins trat, wurde mir die gewaltige Sprache dieser Örtlichkeiten zum ersten Male vernehmbar. Welch ein Ort! Welche Erinnerungen! Freitags war ich zuerst im Archiv, dann wieder in meinem

geliebten Vatikan. Die Sammlung der Statuen bietet immer neuen Genuß, man entdeckt immer neue Herrlichkeiten, und ich weiß nicht, ob dieser Besuch, den ich lange ausdehnte, nicht mein letzter wird sein müssen. Nachmittags regnete es, und ich war froh, zu Hause ruhen zu können. Samstags ist nun schönes Wetter eingetreten, mit dem Mondwechsel, und es scheint beständig zu sein. Welcher Glanz ruht nun für mich auf diesen letzten Römertagen! Die Herrlichkeit der Sonne in diesem Lande, die Wirkungen ihres Lichtes und ihrer Schatten, die Bläue des Himmels sind nicht zu beschreiben. Ich war Samstags erst im Palazzo Farnese, wo wir durch Empfehlung von Minister Bavier Zutritt zu einem sonst unzugänglichen Saale mit Deckengemälden des Caracci erhielten. Es war eine Freude, in diesem prächtigen, festlichen Raume sich zu bewegen. Es folgte eine köstliche Fahrt in die Villa Borghese und Besuch der Statuensammlung im dortigen Kasino. Der Rückweg über den Pincio, wo bei den Klängen der allabendlichen Militärmusik die bunteste Menge sich bewegte, war unfäglich schön. Der Abendhimmel, von welchem die Peterskuppel sich grandios abhob, von einer bisher nie geschauten goldenen Klarheit. Sonntags, gestern, nach Empfang Deines lieben Briefes, besuchten wir zuerst die Kirchen und Gärten auf dem Mons Aventinus in Rom, dann wurde der längst geplante Ausflug nach Frascati ausgeführt, das wir bei unserer ersten Fahrt in die Albanerberge nur flüchtig berührt hatten. Es war ein köstlicher Nachmittag und Abend, den wir völlig in den berühmten Villen des Ortes zubrachten, ich immer zu Fuß, da der Esel, den ich gemietet, gleich zu Beginn stürzte und ich ihn nicht mehr besteigen wollte. Alle die Freuden dieser Wanderungen kann ich nicht beschreiben, nur später erzählen. Sie begannen mit dem Besuch eines dichten Eichenhaines mit rauschender Wasserkunst hoch auf einer Terrasse gelegen in der Villa Conti und endeten mit dem Ausblick auf die

in tiefster Glut ins Meer versinkende Sonne von der Villa Falconieri. Was dazwischen lag, war lauter Freude und Genuß, manchmal auch allerhand Beschwerlichkeit, wie z. B. das Herumsteigen auf einer Viehweide und das Klettern über einen Haag, da wir uns verirrt hatten, aber man tut dies gerne, wenn die Weide mit glänzenden Olbäumen bewachsen ist und am Hag hochragende Zypressen und Pinien stehen. Ich war aber recht müde, als wir heimkehrten.

Was ich jetzt noch in Rom besuche, geschieht, um Abschied zu nehmen, immer mit dem Rückblick auf eine Zeit, die mir unendlich vieles und schönes gebracht hat. Rom ist eine herrliche Stadt, und mein Traum ist immer, noch einmal in meinem Leben dahin zurückkehren zu können.

Briefe von einer zweiten Reise nach Rom.
(Mai 1894.)

Rom, 1. Mai 1894.

Gestern Morgen war ich im Vatikan, bei den Statuen. Es ist herrlich, jetzt diese Säle zu durchwandern, da man sich darin schon bekannt und heimisch weiß. Mit welcher Freude ich unseren Eros und die Pudicitia begrüßte, kannst Du Dir denken. Vieles, das nicht anspricht, bleibt einfach bei Seite, man weiß vom ersten Eintritt an, wo die Quellen der höchsten Freuden sind, und geht sogleich zu diesen. So habe ich einige herrliche Stunden verlebt. Mittags war Siesta im Zimmer, nach einem kurzen Rundgang durch die nächsten Straßen bestiegen wir einen Wagen und fuhren in die Villa Doria. Wie noch viel herrlicher als früher war jetzt dieses Paradies, da alles im frischen Grün stand und eine Fülle von Rosen, Azaleen usw. zu sehen war. Die Fahrt durch die herrlichen Alleen, an den weiten Wiesengründen vorbei, wo unter Pinien Pferde und Schafe weideten um den dunkeln See, war wunderbar schön,

überall die Ausblicke durch die Baumgruppen und Senkungen des Geländes, hinaus auf die Campagna einerseits, nach S. Peter anderseits. Ein besonders köstlicher Moment, als plötzlich im dunkeln Grün der helle Scharlach der königlichen Livreen auftauchte und der Wagen der Königin erschien. Sie fuhr an uns vorbei, von uns ehrfurchtsvoll begrüßt und uns huldvoll anlächelnd. Auch sonst war an prächtigen dunkeläugigen Menschen in reichen Wagen allerhand dort zu sehen. Man fühlte sich nicht nur in einem der schönsten Gärten der Welt, sondern auch am Orte großer Erinnerungen und großer Macht.

Dann kam noch von der Terrasse des S. Pietro ein bezaubernd schöner Blick über das im Abendsonnenschein ausgebreitet liegende große Rom und dann nach Hause.

Mein Gasthof (Albergo S. Chiara, hinter dem Pantheon) ist vortrefflich und ich bin froh, hier zu sein. Die Ordnung und Reinlichkeit ist perfekt, auch ist man an solchem Orte ganz anders bedient als in einer Privatstube. Im übrigen bin ich ganz frei, ohne jeden Zwang, hier zu essen oder dergl. Das Haus ist ein winkliges, altes Haus in einer engen Gasse gegenüber einem Kloster. Von meinem jetzigen Zimmer, in welches ich gestern umzog und das ein hübsches Eckzimmer ist, fällt der Blick auf die Kirche S. Maria sopra Minerva und den davor liegenden Platz. Alles ächt römisch, Leben und Lärm rings herum, aber ich bin doch lieber hier, im wirklichen Rom mitten drin, als in den Fremdenquartieren der Via Sistina. Eine Gasse weiter wohnt B. Zwischen ihm und mir liegt das Pantheon. Wenn er mich abholt, steht er vor mein Fenster und pfeift Festspielmelodien, bis ich ihn höre.

O wenn Du hier wärest, wie würdest Du alles genießen! Es muß doch noch dazu kommen!

Ich bin nun behaglich eingerichtet mit Büchern und allem andern, und das Gefühl der sichern Ruhe kommt immer mehr über mich. Ich werde kaum für ein paar Tage

nach Porto d'Anzio gehen, eher nach Terracina, welches noch viel herrlicher sein soll. Alle Pläne freilich hängen vom Wetter ab und dieses war bis jetzt teils unsicher, teils bestimmt schlecht. Der Scirocco will nicht aussetzen und solange dieser anhält, ist kein klarer blauer Himmel zu erwarten. Und es ist doch jetzt schon so unendlich schön!

Rom, 2. Mai 1894.

Die Rosen- und Orangenblüten, die wir Dir gestern schickten, haben wir im Kreuzgang von S. Paul für Dich gepflückt. Sie sind die Erinnerung an eine glückliche Stunde und das Zeugnis, wie ich immer und überall an Dich denke, Dich an meine Seite wünsche.

Ich habe oft trübe Stimmungen durchzumachen, in welchen mir vorkommt, ich sei hier nicht an meinem Orte. Ich merke täglich, wie ich seit dem letzten Aufenthalt älter geworden bin und sowohl geistig als körperlich unbeweglicher. Ich habe immer das Gefühl, den anderen im Wege zu sein oder doch nicht zu ihnen zu passen, da alle zirka zehn Jahre jünger sind als ich. Daneben aber bin ich auf sie angewiesen, da ich mich weniger als je so sicher und selbständig fühle, daß ich Rom auf eigene Faust genießen könnte. Ich sehe alle möglichen Hindernisse äußerer Art und wage mich kaum an rechte Unternehmungen für mich allein. Bei solchen Empfindungen fürchte ich oft, daß ich hier meine Zeit zwar nicht verliere, aber doch nicht auf gute Weise verwende, und ich freue mich zeitweise schon jetzt auf die Heimkehr. Ich sehe jetzt, daß ich ein andermal ein derartiges Alleinsein in der Ferne unter keinen Umständen mehr ausführen werde. Nach dem Mittagessen fuhren wir gestern in einem Tram hinaus nach St. Paul. Da nahmen wir einen Wagen und fuhren auf einem, mir noch fremden Nebenweg nach der Appischen Straße, die wir hinausfuhren bis über das Grab der Caecilia Metella hinaus. Es waren prächtige Stunden: der Himmel tat

sich langsam auf, und grelle Lichter fielen über die weite Campagna. Die Fläche rings stand im frischesten Grün, am Wege blühten eine Fülle von Blumen aller Art, es war ein ganz neues Bild gegenüber der Campagna, wie ich sie vor vier Jahren in herbstlichem Zustande gesehen. Als dann die Albanerberge im Sonnenscheine aufleuchteten und über der Campagna, hoch über alle die Wasserleitungen und Ruinen ein prächtiger Regenbogen sich wölbte, war der Anblick ein wunderbar ergreifender. Auf dem Heimwege besuchten wir dann noch die Thermen des Caracalla. Es war ein köstlicher, wohlthuender Abend, und wären alle meine Stunden hier von solcher Art, so wäre nichts zu klagen.

Ich beabsichtige sehr, die meisten Vormittage im Vatikan zu arbeiten. Das wird mich befriedigen, wenn es auch nicht gerade Ferien sind. Aber ich werde dann doch nicht gezwungen sein, meine Morgen im Zimmer zu verbringen oder in allerhand Mißbehagen auf der Straße.

Rom, 3. Mai 1894.

Gestern machte ich eine lange Fahrt in der Umgebung Roms, zur Aqua acetosa, zum Ponte Molle, in die Villa Borghese usw., endlich in die Wohnung von Sch., wo wir eine hübsche Stunde zusammen verlebten. Heute ging ich mit einem feinen und gescheiten Historiker aus Rurand, Dr. H., der hier arbeitet, zuerst in die Kirche des hl. Kreuzes beim Lateran und wohnte dort einer gesungenen Messe bei. Da heute das Fest der Kreuzauffindung ist und diese Kirche einen Teil des Kreuzes besitzt, so war sie prächtig mit Stoffen ausgeschmückt. Auch Landvolk und arme Leute aus der Stadt waren in Menge da. Die Kirche selbst bietet als Bauwerk wenig Interessantes, aber der Anblick des Ganzen, der andächtigen Gemeinde (diese Leute waren es wirklich), der singenden und messelesenden Priester war überaus ansprechend, einzelnes von lieblichster, malerischer Schön-

heit; ein Künstler hätte geradezu Bild an Bild erfassen können, und so standen wir denn da und staunten. Dann traten wir hinaus auf den weiten, sonnigen Lateranplatz, nahmen einen Wagen und fuhren hinaus in die Campagna. So schön war die Fahrt, bei immer heller werdendem Himmel, bei dem prächtigen Blick über die weite Ebene voll Trümmer und einzelnen Gehöften und auf die fernen Berge, daß wir unterwegs uns entschlossen, nicht umzukehren, sondern weiterzufahren. Es wurde immer schöner, und um 2 Uhr waren wir im geliebten Frascati. In einer finsternen, echt italienischen Osteria aßen wir zu Mittag und gingen dann in die Villa Conti, wo der Blick so schön ist auf die Campagna und das weithinaus glänzende Meer, wo die prächtigen Eichen stehen und die Wasserkünste, und wo die Rosen blühten in nie gesehener Fülle. H. pflückte einen Strauß davon für Dich, er steht nun vor mir auf meinem Tische. In dieser Villa blieben wir bis gegen 5 Uhr, dann wieder in den Wagen und in schnellem Trab zurück in die ewige Stadt.

Dieser Tag in der freien Luft und Sonne hat mir unendlich wohl getan. Nun sitze ich in meinem einsamen Zimmer. Draußen ist alles still geworden. Auf dem Platz vor meinem Fenster steigt die ernste Fassade der Minervakirche empor, in welcher Giesole begraben ruht und der Christus von Michelangelo steht, der Obelisk davor ist kaum zu sehen in der Dunkelheit. Nur wenige Fußgänger kommen noch vorüber und ab und zu mit Gerassel eine Droschke. Sonst ist alles ganz still, wo tagsüber das lauteste Getöse war. Oben aber funkeln die hellen Sterne und verheißen endlich schönes Wetter. Ich aber will schlafen gehen und morgen weiter schreiben.

Rom, 5. Mai 1894.

... Es geht mir hier bei solchen Besuchen wunderbar: das unendliche Staunen, das man beim ersten Anblick

aller dieser Dinge empfand, ist nicht mehr vorhanden, das Beschauen ist nun das Genießen eines ruhigen schönen Besizes. Der Enthusiasmus des ersten Rom-Aufenthaltes kommt nicht wieder, statt seiner aber ein ruhiges stetiges Glück, zugleich mit einer verständigen Auscheidung des Ausgezeichneten, des Guten und des Mittelmäßigen. So in den Museen und in den Kirchen. Aber anders ist es in der Natur. Da ist ewige Jugend, immer neue Schöpfung, und darum ist das Leben darin immerfort ein Jubeln und Lobpreisen.

Um 1 Uhr traf ich gestern B. und stieg hinauf die vielen Stufen, die zu dem großen Kunstheiligtum der Erde, zu Rafaels Stenzen führen. Da freilich ist auch jetzt noch das Glück ein großes und unvergängliches. Ich war nur in den zwei Zimmern der Disputa, der Schule von Athen, des Heliodor und des Attila. Was drängt sich nicht vom allerherrlichsten aller Zeiten in diesen engen Räumen zusammen! Um 3 Uhr endlich kamen wir in ziemlicher Mattigkeit zum Essen. Dann wurde zu Hause im dunkeln Zimmer Siesta gehalten. Um 5 Uhr Fahrt nach dem Janikulus. Diese Abendstunden sind immer die seligsten des ganzen Tages. Der Himmel war rein von Wolken, vor uns lag weit ausgedehnt das geliebte Rom mit unzähligen Kuppeln und Türmen, auf den Hügeln die Kaiserpaläste, zu unseren Füßen der dunkle Hain der Villa Corsini, um uns Rosen, Zypressen, Palmen und Pinien, und durch das Laub schimmernd die goldenen Strahlen der niedergehenden Sonne. Alles ringsum stille, das Getöse der Stadt verklungen, man atmet so herrlich auf. Abends endlich waren wir zusammen mit dem Maler Aerni und anderen. Es war sehr hübsch und anregend, aber als ich zu Bette kam, war es sicher bald 12 Uhr.

Rom, 6. Mai 1894.

Wir waren gestern in der Madama, jener schwer-mütig-schönen, zerfallenen Villa, die nach Rafaels Ent-

würfen gebaut wurde. Das Innere ist nun gesäubert von dem Dufte, den ich das letzte Mal dort sah, und die herrliche Anlage des Ganzen, wie die Pracht und Anmut aller Einzelheiten, werden nun um so deutlicher. Aber um so trauriger wird man auch dabei. Es ist keine Ruine eines Hauses, das einst in vollem Glanze stand, sondern gefallen, bevor es vollendet worden. Die Entwürfe, die dem Bau zu Grunde lagen, kamen niemals völlig zur Erscheinung. Nun ist dieser Bau, der zu den herrlichsten seiner Art gehören könnte, Teil eines Bauerngehöftes, in häßlicher Umgebung, schwer zugänglich. Als wir vom Berge niederfahren, vor dem Bilde der Landschaft mit dem Tiber, mit Rom, mit den fernen Bergen, einige dunkle Zypressen vor mir sich erhoben, am Wege in großen Sträuchern die Rosen glühten, im Gebüsch eine Nachtigall schlug, da mußte ich mich fragen, ob ich lebe oder träume, ob nun wirklich ein schöner Traum Leben geworden sei.

Heute ist Genzano und Nemi-See an der Tagesordnung. Zum erstenmal seit ich hier bin, strahlt der Himmel schon morgens ganz klar und wolkenlos, und ich erwarte einen prächtigen Tag.

Rom, 8. Mai 1894.

... Je mehr ich Rom kennenlerne, seine Größe rings um mich aufgehen sehe, um so mehr verschwinde ich mir gleichsam selbst unter den Händen, um so mehr erscheine ich selbst und erscheinen meine paar Leistungen vor mir als Staub und Nichtigkeit im Vergleich zu dieser ungeheueren Ganzheit und Großheit, die hier vor mir steht in unzähligen höchsten Dingen. Wenn ich aus diesem Romaufenthalt lerne, daß ich bei allem den Sinn auf das Große richte, so ist das eine gute Frucht. Aber solches lernt man nicht mit Genuß, man steht wie ein Schüler vor ernstesten Meistern und fühlt, daß sie den verachten und strafen, der in geistigen, künstlerischen, wissenschaftlichen Dingen seine Sache leicht

nimmt, sich bald genügt, mit kleinem zufrieden ist. So kann man hier prächtig auch mit 40 Jahren noch in die Schule gehen, aber man verstummt und sucht still in sich aufzunehmen, was einst zu seiner Zeit als eigene Leistung auferstehen möge.

Aus andern Briefen an die Frau.

1883, Januar.

Mein Liebling, ich bin nach kurzem Nachtessehn, das nur der Hund mit mir theilte, wieder in mein Zimmer herabgegangen, um ganz still zu sein und nur an Dich zu denken. Es tut nach dem Tag von viel Reden und viel Arbeiten wohl, eine stille Stunde zu genießen, in der die Gedanken da verweilen können, wohin sie immer wieder zurückkehren, bei dem Liebsten, was ich habe. Es ist alles lautlos im Haus und Höfen und Garten; nur der kalte, bleiche Mondschein ist über allem ausgegossen, und durch mein Fenster seh' ich den Kirchturm in den hellen Nachthimmel hinauftragen. Mich umgibt Wärme und Behagen. Vom dunklen Getäfel glänzt mein Licht zurück. Alles ist so wohnlich und freundlich. Nur ein Stuhl ist leer und mahnt mich, wie du sonst zu mir gekommen bist und wie ich immer viel mehr Freude daran hätte haben sollen. Das denk ich jetzt, da Du nicht kommst. — —

Wie freut es mich, daß Du froh bist und nicht gedrückt. Wie ganz anders kann ich an Dich denken; bleibe so und kümmerge Dich nicht um vieles, das Dich betrüben könnte, freue Dich dessen, was Du hast. —

Denke oft an mich, bete für mich und sei glücklich und dankbar. — O, könnt' ich von Dir träumen heut Nacht!

1884.

Bleiben wir Beide so, so ist die Trennung kein Schmerz, sondern eine Reihe schöner Erinnerungen und schöner Er-

wartungen, Freude über Vergangenes und Freude über Kommendes, ununterbrochene Freude und Glück; denn was glücklich macht, kann ja nicht getrennt werden.

1884, in der Morgenfrühe.*)

Ich bin zwar steif, kalt, durchgefroren, hungrig, matt nach zweistündigem Arbeiten, freue mich aufs Morgen-trinken; dennoch will ich Dir schreiben, Dir sagen, daß es mir gut geht.

Wengernalp 1888.

... Wir hatten gestern Abend noch ein schönes Schauspiel. Langsam heiterte sich im Westen der Himmel auf, im Osten und Süden, auf Jungfrau usw. lagerten dichte Wolken. Da gegen sieben Uhr öffneten sich allmählig die Wolken, leise auseinander ziehend, und zwischen ihnen erschien erst das göttliche Haupt der Jungfrau, im Abendglanz hell strahlend zwischen den grauen Wolken. Dadurch, daß der Gipfel rings in Wolken eingeschlossen war, erschien er noch höher und übergewaltiger als sonst, und schien mit hellem Lichte freundlich-ernst niederzugrüßen auf uns, die wir uns alle mit Freudenrufen oder in stiller Andacht vor dem Hause versammelten. Dann zogen leise Nebel über den Gipfel, und es trat statt seiner die elegante Spitze des Silberhorns hervor, die nun langsam im Abendrot erglühte. Stelle Dir vor, daß dazu im Hause gespielt und gesungen wurde, so kannst Du meine wundervolle Stimmung in diesem Augenblicke verstehen. Es war ein Schauspiel, das glückverheißend schien, und so ist es auch

*) Anm. d. Herausg.: Wackernagel war ein Frühaufsteher. Schon um 5 Uhr pflegte er die Wendeltreppe hinunter zu gehen nach seinem Arbeitsplatz im alten Staatsarchiv. Der Übergewissenhafte irrte sich einmal in der Zeit und mußte umkehren — es war 2 Uhr früh. Was das heißt, mag nur ganz ermessen, wer die damaligen Orts- und Beleuchtungsverhältnisse und W.s gebrechlichen Körper kannte.

eingetroffen. Beim Erwachen heute sah man ringsum den Himmel klarblau und wolkenlos, und vor uns ausgedehnt im Morgenlichte Jungfrau, Silberhorn, schwarzer Mönch, Breithorn, Mittagshorn, usw., die ganze Kette völlig klar und hell, scheinbar in unserer nächsten Nähe sich gewaltig erhebend. Dazu ringsum die erhabenste Fernsicht, ein Felsenhaupt am andern im weiten Kreise; unterhalb die grünen Weiden mit Tannen, rechts das in Felswänden tief gebettete Lauterbrunnental mit dem donnern- den Staubbach. Es ist ein Anblick, zu groß, um ganz empfunden zu werden; jeder Genuß ist mehr Ahnung und Ehrfurcht.

Mich stimmt dieser klare Tag auch sonst beinahe traurig. Es ist meinerwegen hier mehr als anderswo und heute mehr als sonst das bittere Gefühl des Gebundenseins und Abhängigseins, da man so gerne zu allen Höhen emporstreben möchte; und dasselbe Gefühl auch Mamas wegen. Wärest Du hier und andere, ich würde Euch antreiben, zusammen aufzubrechen für den ganzen Tag; so bin ich nichts als Schwergewicht, und der schönste Tag wird hingebracht in zweck- und ziellosem Schlendrian ums Haus herum. Ich bin beinahe auf dem Punkte, mich nach einem Regentage zurückzusehen, an welchem die Lebensweise hier mir in jeder Beziehung eine adäquatere ist.

27. April 1896, Nachts 10½ Uhr.

Liebste Frau, eigentlich war es nicht meine Absicht, Dir schon heute zu schreiben. Aber es ist mir etwas so wunderbares geschehen, daß ich nicht schlafen kann, sondern es Dir sogleich erzählen muß. Ich saß ganz allein in meinem Zimmer bei der Lampe und wartete auf Gedanken, alles über mir im Hause schlief, und auch der Garten schlief regungslos unter den schönen Sternen. Da mit einemmal pochte es leise und zart an meine Türe, dann ging sie auf, und zwei leichte feine Frauengestälthchen kamen herein in

blaßschirmern den langfliegenden Gewändern. Es waren Schönheiten aus alter Zeit, gar nicht von heutzutage, so schüchtern wie Göttingen, und doch wie Menschen. Als sie die Türe aufschließen, fiel vom vordern Zimmer ein roter greller Mondschein in das meine, und so mächtig und rein und himmlisch war dieses Licht in seiner silbernen Flut, daß die Lampe beschämt zusammenkroch mit ihrer Flamme und bescheiden auslosch. Da saß ich nun, und vor mir standen die zwei Goldenen, und der Mondschein umfloß sie und schien durch sie hindurch, und erst jetzt sah ich, daß es die zwei Weiblein aus dem alten Tanagra seien, die drüben auf der Kommode stehen. Da begannen sie zu reden, mit einer flötentonweichen Stimme, auf griechisch, aber ich verstand jetzt alles. Es kam wieder über mich wie die Jugend, wie die goldene Zeit, da die Griechen noch in ihrer Sprache zu mir reden konnten. Ich verstand alles und war selig dabei. Sie aber erzählten, wie der Mond so wundersam auf sie herabgeblidt habe, gerade so voll und silberhell wie dort in Hellas, daß sie erwachten und sich aufmachten von ihrem Gestelle herab. „Wo ist die zarte, weiche Frau, die sonst immer bei uns war?“ fragten sie mich. Denn nun merkten sie, daß sie allein mit mir seien, und begannen sich zu fürchten. Aber siehe da, wie der Mond nun immerfort so hereinquoll in reichen weichen Fluten, fing es an zu rascheln und zu knistern in der Mappe „Italien“, und ein schöner Jüngling schlüpfte heraus mit langem Haar um das schmale blasse Antlitz, und einem Pelztragen um die Schultern, der hielt einen Geigenbogen in der linken und blickte sehnsüchtig nach rechts und nach links und fragte wie die zwei Griechinnen: „Wo ist die Frau? die Frau mit den glänzenden Augen? ich liebe sie!“ Da mußte ich stille sein; denn sie wollten ja nichts von mir, sie suchten jemand anders. Da ward der Jüngling zornig, als er keine Antwort erhielt, und schüttelte die Locken um das bleiche Gesicht und riß einem der Engel des seligen Fiesole aus dem

Goldgrund heraus eine Geige. „Was nützt mich der Bogen und der Lorbeerbüschel, wenn ich keine Fiedel habe? Denn nur in Tönen kann ich reden und rufen, daß meine Liebste kommen soll.“ Dann strich er los, in wilden stürmischen wonnigen Weisen, bis es langsam weicher wurde und süßer und schmelzender, und das ganze Haus zu tönen begann von den Wunderklängen. Die kleine Tänzerin auf der Kommode zog ihr Gewand noch fester an den Leib und hob lustig die Beine, der Schiller auf dem Ofen hob sich und reckte sich, aber oh weh, da stieß er mit der Stirn an die Decke, daß er eine Beule bekam; da hielt er sich ruhig und rollte nur mächtig mit den Augen. Aber der Eros wurde beweglich und schüttelte das Haupt, da grünte sein Lorbeerkranz wieder, und die Rosen blühten wieder auf darin, und aus seinem Munde klangen sehnüchtige Seufzer. Da konnte auch Pudicitia nicht mehr ruhig bleiben, sie zog das Gewand ganz übers Gesicht und genierte sich; denn nun begann erst der rechte Spuk. Der Robbia Engel kam vom Tische herab mit flatternden Flügeln und rollte in seinem Blumenkranze lustig um die beiden Griechinnen herum, die nun miteinander Menuett tanzten im Mondschein und dazu mit feinen silbernen Stimmchen leise das Tanzlied aus dem Festspiel sangen. Dazu quoll aus der Mappe heraus immerfort ein unendlicher reicher Strom von Gestalten, von Göttern und Heiligen, die wogten im Reigen über den Fußboden hin, und dazu sang der Jüngling mit seiner Geige wie ein neuer Apoll, daß sogar der ernste Homeros auf meinem Tische verklärt zu lächeln anfang. Mir aber wurde heiß in diesem Treiben und Angst und ich machte das Fenster auf; da lag die ruhige Nacht mit ihren Bäumen; aber jetzt taten sich die Bäume auseinander, langsam schoben sie die Zweige weg, und durch die mondklare Nachtlust sah ich weit draußen am Berge den Wenken liegen mit einer glänzenden weißen Mauer. Da schwirrte es mir um die Ohren; auch die Tanzenden hinter mir im

Zimmer hatten den Wenken gesehen, und nun zogen sie, eine lange schwebende feierliche Reihe, zum Fenster hinaus und durch die Nacht. Allen voran der Geigenspieler mit süßem Getön und hinter ihm drein leise singend und summend die andern. So schwanden sie, und das Klingen verging in der Luft, und zuletzt waren sie nur noch anzusehen wie ein Häuflein von Goldfunken, die in der Nacht verflangen. Sie zogen zu Dir, sie pochten Dir ans Fenster, weil sie Dich hier nicht fanden, und schweben lieblosend um Dich. Alle guten und schönen Geister sind aus dem Hause geflohen, weil es leer ist von Dir und nur bewohnt von
R. W.

An die Tochter Lili.

Lili, damals Erzieherin in Eisenach, konnte an der silbernen Hochzeit der Eltern nicht teilnehmen.

1904.

Mama und ich sind nun ganz allein auf dem Wenken, ich habe letzten Samstag Urlaub bis Mitte Oktober angetreten und dieser Aufenthalt hier oben soll nun unsere Hochzeitsreise sein. Es ist uns in keiner Weise ums Feste feiern zu Mut. Wir möchten am allerliebsten ein stilles Dankfest begehen, und das Paradowesen einer solchen Familienzusammenkunft widert mich an. Es ist so viel Unwahres dabei. Aber die Kinder reklamieren eine Festivität, auch einige der Geschwister. Wir werden's aber so einfach als möglich machen und wahrscheinlich hier auf dem Wenken.

Wir haben das große Kinderzimmer hier oben zum Wohnzimmer umgewandelt, alles anders gestellt, ein Kanapee mit rundem Tisch beim Ofen, im Fenster mein Schreibtisch. Da hausen wir selbander im größten Glück. Von allen Seiten kommen die Körbe mit Birnen, Nüssen usw. ins Haus; dieser Herbstreichtum ist so schön, zwischen

den ruhigen Nebeln ab und zu ein Sonnenschein, der alles verklärt und wärmt. Gestern waren wir zwei Stunden im Wald. Man geht früh zu Bett, steht spät auf. Ich arbeite an meiner Basler Geschichte und lese daneben Mama römische Geschichte und dergl. vor, zur Präparation auf die vielbesprochene Reise, die nun vielleicht im nächsten Frühjahr zu Stande kommt. So führen wir das idealste Ferien- und Herbstleben. . . . Idealisten haben mehr Enttäuschungen als andere Menschen, das erlebte ich auch schon an mir selbst. Aber sie haben auch Freuden, von denen die Praktiker keine Ahnung haben.

Heute ist der letzte ruhige Vormittag, den ich vor dem Fest in der Stadt verbringe. Morgen bin ich auf dem Wenken. Samstag wird hier allerlei Unruhe sein. Du kannst Dir denken, wie viele Gedanken und Erinnerungen uns jetzt bewegen. Es ist ein erstaunlich reiches Leben, das hinter uns liegt, und wir können nicht aufhören zu danken. Das Ganze liegt im Sonnenschein vor uns, von der Höhe eines solchen Tages herab sieht man das Untergeordnete und Kleine nicht mehr, und alles andere ist eigentlich nur Güte, die wir erfahren haben. Wie viele Menschen sind nicht bei uns ein- und ausgegangen und haben uns Anregung, Freundschaft, edelsten Gewinn gebracht.

1905.

. . . Bin ich wieder einmal im Geschirr, so werde ich wohl auch wieder meine Tage hinwandeln wie ein anderer Karrengaul. Eines freilich ist mir sicher: ich darf mich jetzt unter keinen Umständen dem Gedanken hingeben, daß nur auf dem Lande gut leben, Stadt und Amt unerträglich sei. — Ich muß in letzterer bleiben, muß meine Arbeit durchführen, denn nur durch sie werde ich zur Freiheit kommen; darum will ich auch mich hüten, allzusehr an alle Reize des Wenkenlebens mich zu hängen. Es ist nicht mehr die Jugend, noch nicht das müde Alter, die beide

am liebsten und am besten draußen sind. Mich beherrscht der Wille, das Bedürfnis, die Pflicht, etwas zu leisten, und das kann ich nur hier — so gerne ich dort oben träumen möchte. . . .

An Tochter Lili

3. B. Erzieherin in der Familie v. A., Eisenach.

3. Oktober 1908.

Liebstes Kind, als ich gestern Abend mit Mama oben am Walde stand und wir dem Sonnenuntergang über der weiten, verschleierte Ebene zusahen, sagten wir uns: „Wie geht es wohl Lili an diesem Abend, da sie nun wieder so allein ist in solcher Schönheit?“ Seit 3 Tagen sind wir nun wieder hier oben. Ich begann meine Ferien am Donnerstag mit einer Rheinfahrt auf dem Dampfschiff nach der Saline. Es war prächtig schön, und man glaubte zu Zeiten ganz wo anders zu sein, nicht daheim. Ein ganz neuer Rhein, die Berge mit ganz neuen Formen und Maßen und vor allem die Stadt selbst großartig mit ihren Terrassen und stolzen Gebäuden, und dann abends bei der Heimfahrt von weitem schon die mächtigen edlen Türme des Münsters, die im Nebel aufstiegen und die große Stadt verkündeten. So auf dem Fluß mitten ins Herz der Stadt hinein zu fahren, ist ein ganz anderer Eindruck als beim Ankommen auf einem Bahnhof, der nichts Eigenes hat, überall gleich scheußlich ist! — Undern Morgens dann in der schönsten Sonne auf dem Wenken und seitdem, ein Tag um den anderen die herbstliche Pracht und Sonne mit Nebeln und dazu die Aussicht auf das Andauern solchen Wetters. Das sind Ferien, die uns gut tun werden. . .

(Schluß des Briefs:) . . . Alles Dinge, die mich heftig bewegen und mir zeigen, daß das Leben mit jedem Jahr schwerere Aufgaben stellt. Das ruhige Alter ist eine Unwahrheit. Man hat oft mutlose Momente, möchte aus

allem draus zu ganz anderen Menschen unter eine andere Sonne, träumen an einem glänzenden Meer auf einer Terrasse und dabei innerlich frei sein. Bis man inne wird, daß dann das Leben eben doch ein hohles und armes wäre, und daß eben gerade dieses Gebundensein an tausend Pflichten das ist, was Lebensglück heißen darf. Seinen Abend beim Sternenglanz genießt nur der, der gearbeitet hat und vom Arbeiten müde ist. — Wenn das für jeden Tag gilt, so auch für das ganze Leben, und meinem Leben wünsche ich nicht nur klaren Sternenglanz, sondern auch die Seligkeit ehrlichen Müdseins. Du wirst das alles nicht verstehen, da Du mit Deiner überschäumenden Kraft den Begriff des Müdseins kaum kennst und immer neue Arbeit Dir auflädt. Aber so viel weißt Du, daß Arbeiten glücklich macht, und Du weißt auch, wie Du mich und uns alle mit diesem Deinem frischen, mutigen Arbeiten glücklich machst. An Dich zu denken, ist eine Freude allezeit und wie ein Ausruhen. . . . So nun aber endlich Schluß. Ich habe mich gehen lassen im Plaudern mit Dir; die Morgen Sonne scheint mir so schön auf Papier und Tisch. Das ganze Haus ist sonntagsstill. Draußen rings ist alles ein Glanz auf den frischen Schollen.

An die Tochter Mey,

während 3 Jahren Erzieherin in Stendal bei einer katholischen Familie.

Lauterbrunnen, 1907.

Gestern waren wir für den Nachmittag auf dem Brienzersee und genossen dann namentlich die Heimfahrt im Chaisli in unser kühles, gewaltiges Gebirgstal. Heute ist ein Sonntag von unbeschreiblicher Glorie, der Himmel ungetrübt blau, die Schneeberge vor uns in klarster Majestät, das sind Bilder, von denen deine Altmark keine Ahnung hat. Du hast die Herrlichkeit der weiten Horizonte und Himmels-

flächen, bei uns steht der Himmel nur als Streifen über den mächtigen Felswänden, die das Tal bilden, und schon um 3 bis 4 Uhr sinkt der Talboden in Schatten. Darüber stehen dann die sonnenhellen Steinflächen und die flimmernden, blendenden Schneefelder, bis im Abendglühen dort oben der letzte Tag vergeht.

Morgen Mittag reisen wir aus dieser Herrlichkeit nach Hause und sind darauf gefaßt, neben all dem Lieben, das uns erwartet, einen Haufen arger Schwierigkeiten und Arbeit aller Art vorzufinden. So ist das Leben. Ich werde mit erneuter Kraft und Lust an mein Buch gehen; ehe der zweite Band geschrieben ist, werde ich kein rechtes Behagen mehr finden. Aber das kann noch geraume Zeit gehen, die Arbeit ist sehr groß.

1909.

Dein Erlebnis mit der Konversion Deiner Kollegin hat mir zu denken gegeben. Aber Du darfst die Sache nicht zu schwer nehmen. Wer übertritt, ist vielleicht ein irrender, ein sich täuschender, aber nie ein leichthinlebender, oberflächlicher Mensch. Er sucht etwas. Und schließlich: auch Katholizismus ist Christentum. Er ist nicht identisch mit dem oft abstoßenden Priestertum, mit der weltlich und äußerlich gewordenen Kirche. Sein innerster Kern und sein tiefster Glaube ist auch unser Glaube, und wer Formen braucht, wer eine Gemeinschaft sucht, eine Kirche nötig hat, wird je nach Art und Anlage seiner Persönlichkeit dies Bedürfnis in der protestantischen Kirche eher befriedigt finden als in der katholischen, oder umgekehrt. In beiden Fällen handelt es sich nicht um den Kern religiösen Lebens und Wachstums, sondern um das Gehäufte. Was ein Christ sein kann, der von diesem Gehäufte unbeengt nur das wahre Leben sucht und kennt, zeigt uns Thomas a Kempis. „Wer gibt mir Flügel wahrer Freiheit zu fliegen, Gott, und in dir zu ruhen?“ Das ist sein Christentum. Und was er so vor 500 Jahren

geschrieben, gilt auch heute noch, gilt Dir und mir und deiner Kollegin.

Nicht Gleichgiltigkeit predige ich, aber das Unterscheiden von Wesentlichem und Nebensächlichem. Auch mit einem Katholiken kann man sich eins fühlen; nie mit einem Rationalisten oder Heiden.

1910.

Noch etwas anderes haben wir für Dich bereit; die Schrift des Professors Ruville in Halle über eine Konversion zum Katholizismus und die Gegenbriefe eines Pastors in Halle. Beides sehr fein und edel gefaßt, aber es will in Ruhe und mit Nachdenken gelesen werden.

Das sind Fragen, die uns viel beschäftigen. Ich persönlich beurteile sie außerordentlich ruhig, weil denn doch vor allem auf die Religion gesehen werden sollte, nicht auf die Kirche. Wo ist Christentum? und was ist Christentum? das sind die Hauptfragen, zu deren Lösung keine Pfaffe und kein Pastor einem hilft, sondern nur das eigene Erleben und der eigene Verkehr mit Gott.

März 1909.

. . . Aber wir müssen ja nicht den Wenken haben. Vielleicht segnen wir einmal die Führung, die uns diesen Wenken nicht gibt und dafür die Freiheit gibt, an einem südlichen Meer, in Florenz, in Rom oder sonstwo zu sein, zu atmen, zu leben, nicht nur durchzuhaften. In zwei bis drei Jahren werde ich ja sowieso mein Amt niederlegen und mich pensionieren lassen und dann ein freier Mann sein, sei es auf dem Wenkenhofe, sei es in den Bergen, in Italien. Ich sehne mich so oft, mit Mama zusammensein zu können, ohne Hausglocke, ohne Telephon, ohne Servante, ohne einen Schwarm von Italienern, aber mit der Möglichkeit, stundenlang etwas Gutes zusammen lesen zu können. Dazu kommen wir ja nie. Jedes treibt sein Rad von früh bis

abends, kaum daß man sich einmal übers Rad hin zu-
nicken kann.

25. Dezember 1909.

Liebstes Kind! Dein Brief liegt neben mir auf dem
Schreibtisch uneröffnet, ich will ihn heut Abend öffnen
unter dem Baum samt Deiner Kiste. Aber jetzt schon möchte
ich Dir sagen wie meine Gedanken, Wünsche, Gebete immer
um Dich sind, in diesen heiligen Tagen, noch mehr als
sonst, wie Du uns jetzt so sehr fehlst. Aber Du feierst wohl
noch schönere Weihnachten als wir, stillere, mit der Beschrän-
kung darauf, was dies Fest zum höchsten Feste macht.
Wir müssen jährlich mehr lernen, neben dem äußeren Leben
ein inneres unbewegtes uns zu sichern. In jenem sind so
viele Pflichten, denen wir uns nicht entziehen dürfen, und
wie gerne bringt man das Opfer von Ruhe und Behagen,
wenn man damit Andern Freude bereitet und etwas
Höheres geboten werden kann. . . . Wie monoton nach außen
ist mein Leben, und doch wie reich innerlich durch die Arbeit,
wenn nur die Kräfte immer zur Hand wären! Ich habe
gestern ein Kapitel geschlossen, das mir viele Mühe machte. . .

An Lili.

11. Mai 1909.

Gestern wurde endgültig unterschrieben, Kaufvertrag
und Plan und alles dem Grundbuch eingegeben. Das
Geschäft ist fertig, der Wenken ist unser! Auf einem Plän-
chen, das ich beilege, kannst Du sehen, was wir haben.
Das liebe alte Wohnhaus, dahinter die Matte bis zum
Weg, etwa doppelt so groß als das Hühnerhösli, die Remise
an der Straße, das Blumengärtli, das Pflanzenhaus, den
halben Hof samt dem schönen, großen Brunnen.

Du hättest mich letzten Sonntag sehen sollen, als ich
meine Grenzen und alle Räume beschritt. Mama sagt,
sie habe mich schon seit langem nicht mehr so vergnügt ge-

sehen. Samstags haben die Handwerker angefangen, das Haus ist eingerüstet, bekommt einen neuen weißen Verputz, frisch bemalte Läden, etc. Im Innern mache ich so wenig als möglich, verspare dies auf die Zeit, da wir hinauf ziehen. Ich habe freilich oft recht trübe Stunden. Es gibt so viel Arbeit für äußerliche Dinge, so viel Wert legt man ihnen bei, und versäumt Wichtiges. Selten so sehr wie gerade jetzt, da ich ein Landhaus kaufe, ist mir die Wahrheit gegenwärtig, daß Nichtbesitzen, aber auch Nichtbegehren, zum wahren Glücke gehört. Und wie oft schäme ich mich dieses Behagens, das wir uns da bereiten, als wäre es an unserem schönen Landhaus nicht schon genug. So viel Armut und Not, die Tag für Tag an unsere Tür klopft, und ihr gegenüber habe ich geradezu ein schlechtes Gewissen. Wir haben es viel zu gut.

Aber deutlicher als je ist mir in diesen Wochen klar geworden, wie glücklich der Besitzlose ist, wie enge verbunden auch mit dem schönsten, behaglichsten Besitze die tausendfachen Sorgen sind. Soll man diese oder jene Arbeit noch ausführen lassen? Wie soll das und jenes geschehen? Ist man übervorteilt worden? Hat man den andern übervorteilt? Das Verhältnis zum Nachbarn rechts und links, zur Familie, die Schwierigkeiten, die das Trinkwasser macht, die Tage der Vermietung, die Verzinsung des Kapitals usw. All das sind Nachtgedanken eines Hausbesitzers, die mich oft schlaflos legten. Am Tage geht alles leichter, fröhlicher, unbesorgter, wenn das Haus in frischen Farben dasteht, jedes Loch gestopft, alles Krumme geebnet, alles Morsche beseitigt wird, ist es eine Freude dabei zu sein. Aber es ist nun auch hohe Zeit, wieder an anderes zu denken und ruhig zu arbeiten.

1909.

Das Wenkengebiet hat eine große Zukunft, und was wir jetzt dort oben billig erworben und so schön arrondiert

haben, kann euch einmal die willkommensten Früchte bringen. Und für mich persönlich, der von Spaziergängen, Ausflügen, Reisen wenig und immer weniger weiß, ist der Besitz eines solchen Ortes, wo ich die Sonntage und ein paar Wochen in Stille und Höhenluft verbringen kann, von unglaublichem Wert. So glaube ich die Sache verantworten zu können, und nach den Sorgen und Zweifeln, die mich oft nachts bedrängen, kommt eben doch immer wieder der Jubel über dieses Wahrwerden eines seit Jahren geträumten Traumes. Auch das ist schön, daß durch diesen Kauf Zufriedenheit und Friede in der Familie eingekkehrt ist, wo in den letzten Monaten nichts als Erregung, Mißstimmung, Verdruß war.

An Mey.

25. Dezember 1909.

. . . Ich bin jetzt staatlicher Historiograph der Republik, es ist ein Luxus, den sich unsere Stadt leisten darf, und daß ich es dazu brachte, ist eine der großen Taten meines Lebens. Man vergißt dabei gerne, was klein und geschichtlich dürftig an Basel ist, und daß man mit der gleichen Summe von Arbeit einen viel interessanteren Verlauf schildern könnte als die Basler Geschichte ist. Die Hauptsache ist auch hier, daß die Pflichterfüllung den einzigen richtigen Maßstab gibt.

Mich hat Gott nach Basel gestellt und nur als Antrieb und Überfluß die Sehnsucht nach einer andern schönern und größern Erde gegeben, nicht deren Besitz selbst. An diesem meinem Posten will ich tun, was ich mit allen meinen Kräften vermag und bin dankbar, es dabei zu etwas gebracht und mit meinem Archiv und meinem Buch Dinge geschaffen zu haben, die Basel Ehre bringen.

5. November 1910.

Heut ist ein Sonntag, da Du bei uns sein solltest. Draußen ist's grau, kalt, es fällt Regen und Schnee — überall eine himmlische Stille und in dem starken Hause, das allem Wetter troht, ein Behagen ohnegleichen. Ein Ofen besser als der andere, eine Stube gemütlicher als die andere.

. . . Als kleinen Ersatz schicken wir Dir eine Auswahl verschiedener Familien- und Hausbilder, die Dir vielleicht Freude machen. Am imposantesten jedenfalls dabei ist das Statuenbild aus unserm „Park“. Mir wenigstens machen diese Götter den höchsten Reiz unseres neuesten Erwerbes aus, und ich werde nicht müde, vor ihnen meine Andacht zu haben. Wie sie so dastehen, halb im Schatten, hinter ihnen der weite zauberische Wald, ist es eine Szene voll eigenster Poesie. Überhaupt machen uns Bündte und Wäldli immer glücklicher; auch die Ausbesserungsarbeiten, die da und dort nötig werden, gelten uns wie die schönste Unterhaltung, und ihre Besorgung bringt mir Ferienstunden und Ferientage, wie ich sie mir nicht angenehmer wünschen könnte. Gestern haben wir die sämtlichen Gartenbänke in die Remise geschafft, die Geranien eingekellert, Beete umgearbeitet etc., — alles Wintervorbereitungen und Novemberfreuden, von denen ein armseliger Städter nichts weiß.

An Lili.

März 1911.

Ein prächtiger Frühlingssonntag ist zu Ende, soeben haben wir die Sonne in schönroten, Regen ankündigenden Wolken untergehen sehen. Mir ist wehmütig und herrlich gleich zu Mute: in diesen Tagen haben wir uns vor 32 Jahren verlobt und das Gefühl jener Tage von 1879 ist mit März und Frühlingsanfang und bald weichen, bald

frostigen Winden, mit dem jungen, herben Duft der Erde untrennbar verbunden. Wie glücklich für Zeit und Ewigkeit hat er mich gemacht, und wie viel dankbarer hätte ich seitdem für dieses Glück sein sollen, wie viel habe ich versäumt. . . . Ich schicke Dir heute einige Drucksachen, dabei die Besprechungen meines Buches, auf Mamas besonderen Wunsch, ich hauiere nicht gern mit diesen Urteilen. Sie überraschen und erschrecken mich fast mehr, als sie mich freuen, denn sie zeigen, daß man in dem Buche Vorzüge findet, die es mir unbewußt und ohne mein Zutun gleichsam hat. Sie machen mir bange beim Gedanken an den folgenden Band. Sie sind mir scharfe Vorwürfe mitten in dem halben Ferienleben, das ich jetzt hier oben führe und mahnen mich zu Ernst, zu Arbeit, zu Konzentration. In der Tat lebe ich seit ein paar Wochen fast nur als Gutsverwalter und Bauaufseher, nicht als fleißiger Gelehrter.

Wenkenhof, 18. Juni 1911.

Der Regen beschert uns heute einen Sonntag von einer Ruhe und Behaglichkeit, die den Wenkensonntagen selten zu Teil werden. Man kann die längste Zeit im Fenster liegen und in die Wiesen und Felder blicken, auf die es herniederrauscht. Links und rechts speien die Drachen die Wasserströme vom Dach herab und unten steht der Garten voll spielender Lachen. Alles ist schön auf dem Lande, auch das schlechte Wetter, und man hat nur gegen eines sich zu wehren: gegen das ruhige und untätige Versinken in Naturbetrachtung. Ich ertappe mich oft auf dieser Sorte von Trägheit oder Stumpfheit, für die ich doch noch zu jung bin trotz meiner 56 Jahre. Ich habe meinen Geburtstag nicht gefeiert, sondern hauptsächlich daran empfunden, daß er mehr dunkle als helle Gedanken hatte und mir zur Gewißheit brachte, man brauche immer mehr Mut, um seine Sache weiter zu treiben. . . .

Wenn nur meine Arbeit am Buche kräftiger gediehe! Ich lasse mich zu sehr abziehen und schon oft habe ich meine stillen Arbeitsstunden im Brunnengäßlein zurückgewünscht, bei denen allerdings keine Abhaltung bestand, sondern nur die allmächtige Treiberin und Stärkerin Sehnsucht. Was ich damals ersehnte, habe ich nun: den Wenken. Und nun ist es seine Frische und Schönheit, die mich nur allzusehr beherrschen. Man sollte nie besitzen, sondern nur zu besitzen wünschen. Nur dann kommt man vorwärts.

Schöntal, 29. September 1911.

Aus den Nebeln, in denen ringsum die Berghäupter verborgen stecken, regnet es in Strömen herab aufs Schöntal, aber wir haben darüber gar nicht zu klagen, wollen auch von niemandem bedauert sein. Es ist ein herrliches, friedliches Ausruhleben hier hinten und das Haus so schön und gemütlich, daß das Wetter für uns kaum in Betracht kommt, denn auch aufs Spaziergehen sind wir nicht erpicht und sind vollauf befriedigt, aus den Fenstern rings ins Grüne zu sehen und allenthalben die Natur, die Bergluft, den Klang von Bach, Baumrauschen, weidender Herden, Hühner, Tauben, Hunde etc. so nah zu haben, daß man gar nicht fühlt, in Mauern zu sein.

An Lili

1912.

zu ihrem 27. Geburtstag.

. . . Mir sind die Geburtstage nie Freudentage gewesen, wenigstens seitdem ich nachzudenken vermochte, sondern Tage des Kleinmuts und der Reue. Zu beiden hast Du freilich keinen Anlaß, und daß Deiner Jahre so viele sind oder so viele, ist einerlei. Nicht auf ihre Zahl kommt es an, sondern auf ihren Gehalt und ihre Wirkung. . . .

Was sind die eigenen Pläne, Absichten und Wünsche wert! Wir bauen unser Leben nicht und haben die Kräfte anzuwenden, die uns verliehen sind, nicht unseren Willen

durchzusetzen. Als Du uns geschenkt wurdest in der Enge der Martinsgasse, wie so ganz verschieden war unser damaliges Leben von unserem heutigen! Nie hätten wir so etwas erwartet und nie von uns aus zustande gebracht. Sich leiten lassen, aber auf dem gewiesenen Wege so beflissen und froh als möglich seine Pflicht tun und seine Gaben anwenden, sich anstrengen und nicht nachlassen, das ist das Wesen des Lebens und gibt das ruhige Glück der Seele, nach dem wir alle streben. Ich predige dies nicht etwa Dir, sondern mir selbst bei diesem Anlasse, und da ich gerade beim Rückblick auf die Zeit seit dem März 1885 so viel törichte Eigenwilligkeit und darum so manches Mißlingen auf meiner Bahn sehe. Mögest Du davor bewahrt bleiben!

März 1912.

An Mey.

Wir beide sehen jedes so vieles vor uns, das zu tun uns obliegt; freilich oft mit dem Gefühl, daß die Kräfte schwächer sind als Wunsch und Wille. Man beurteilt aber den Menschen nicht nach seinen Absichten, sondern nach seinen Leistungen, und der Gedanke hieran macht kleinmütig. Der Gedanke an das Unvermögen von heute und zugleich an die tausend ungebrauchten Stunden jener Jahre voll Kraft und Können! Ihr Kinder steht noch in diesen Jahren, hoffentlich benützt Ihr sie, soviel Ihr nur könnt. — Draußen ist Frühjahr, mit Sturmbräusen und Sonnenglanz, und zeigt uns allenthalben, wie klein unsere Kraft ist dieser ungeheuren neuen Jugend der Schöpfung gegenüber. Keine Zeit der Jahre stimmt so nachdenklich wie diese. —

An Lili.

Im Basler Archiv abends zwischen 9 und 10, 5. November 1915.

Liebes Kind! Ich habe heute, an einem stürmischen Regentag, meine Winterfaison damit begonnen, daß ich am

Freitag Abend nicht auf den Wenken fahre, sondern im Archiv arbeite. Es ist mehr eigenartig als angenehm, aber der Krieg hat auch die Droschenpreise gesteigert, sodaß es sich empfiehlt, auf einen gemütlichen Abend zu verzichten, den man daheim verbringen könnte. — Und nun bist Du in Leipzig, nun hast Du wieder einen Abschnitt erlebt, es war doch sehr gut, daß Du der Bitte der Neergard gefolgt bist, Du hast etwas geleistet, das für einen Hoffnungslosen und Sterbenden vielleicht die letzte Freude war, aber auch als Ausspann waren die Monate Dir nützlich, ja notwendig. Jetzt kannst Du in angenehmer Weise Dich ausruhen, eh Du wieder in Deine prächtige große Berliner Arbeit gehst.

Es werden beschauliche, erspriessliche Wintermonate sein. Ich will in diesen meinen Band mutig beginnen. Mut braucht's ja. Das Korrekturdurchlesen war ein beständiges sich ärgern über gemachte Dummheiten, und auf das Erscheinen des Bandes ist mir bange. Ich hätte die ganze Arbeit zehn Jahre früher beginnen sollen! Ich taue nur noch zu etwas Beschäftigung im Garten; an die Möglichkeit einer Professur mag ich gar nicht denken. Die Handschrift ist mir ein Zeichen, wie es mit mir steht. Die Schreiberhand ist ausgedient, ist nicht mehr was sie ehemals war, und so ist es mit dem ganzen körperlichen und geistigen Organismus. — Mehr als vier Seiten verbietet die Zensur, also lebewohl! in Liebe Dein Papa.

Wenkenhof, 21. Dezember 1915.

Unser Leben ist so still und abgeschlossen wie noch kaum je. Rings grauer Nebel und Kälte; keine Besuche, wir alle arbeitsam. Mein Band ist vor wenigen Tagen erschienen und zum Teil mit Rezensionen bedacht worden, die in ihrer Überschwenglichkeit mir geradezu penibel sind. Ich sitze aber schon tief in der Arbeit für den folgenden Band, da dieser für den Herbst 1917 (Reformationsjubiläum) fertig sein soll.

An Mey.

27. Dezember 1916.

Hinten überm Berg donnern die Kanonen, und hier lieft man Idyllen! Auch meine Arbeit an dem Basler Buch kommt mir oft so unzeitgemäß vor, aber ich sitze fleißig dahinter; ich will diese stillen, von Gartengeschäften freien Monate möglichst benützen. Und nächsten Winter hoffe ich auch das Archiv nicht mehr auf mir zu haben. Meine Absicht ist, nach 40 Jahren Dienst zurückzutreten, der jetzige Zustand ist doch nicht mehr haltbar. Ich bin zu wenig bei der Sache und soll verantwortlich sein für einen Betrieb, den ich nicht mehr richtig in der Gewalt habe. Es wird ein Abschnitt sein, der viel zu denken gibt.

An Lili.

Ich habe oft den Eindruck, daß der gewöhnliche, landläufige Glaube vom ruhigen Alter ein Unsinn sei, je älter man wird, umso mehr Unruhe hat man, umso mehr Anlaß zu Sorge, Arbeit, Eingreifen. Ruhig haben's nur die Junggesellen. Aber ich will gar nicht klagen; wo Unruhe ist, da ist Leben, da ist Reichtum, da ist das herrliche Gefühl einen Beruf zu haben und etwas zu vollbringen. Nur nicht schlafen und einrosten. Das ist Frühjahrsstimmung, die durchs ganze Leben gehen sollte, und wir hoffen sie nie zu verlieren.

Und wenn wir unseren armen Kindern auch nicht Geld und Gut in Fülle hinterlassen, das Beispiel eines Lebens für andere möchten wir einmal hinterlassen als das Edelste, was ein Mensch aufweisen kann.

Ich komme wenig aus dem Hause und lebe im Gehäuse einer äußerlichen Monotonie ein überaus reiches unterhaltfames Leben. Diese schöne Einsamkeit ist Jedem, der wirklich lebt und nicht nur existiert, zu seinem Glück verschieden. Es war immer so, wo es feinfühlende, denkende

Menschen gab, und auch der im reichsten Verkehr Stehende hatte immer die dauerhafteste Seligkeit beim innersten Alleinsein.

9. April 1916.

Ich war wieder zwei Tage in der Stadt, wie gesammelt und ununterbrochen kann ich dort arbeiten, und ich habe oft beinahe Heimweh nach jenen Jahren, da ich in meiner idealen Studierstube im Brunnegäßlein nichts kannte als meine Arbeitspflichten und Arbeitsfreuden und dabei auch direkt etwas zu Stande brachte. Die Gartenverwünschtheit hatte mich noch nicht erfasst, während ich hier oben durch die Verwaltung und Besorgung all dieser äußeren Dinge in einem nicht zu verantwortenden Maße in Anspruch genommen werde.

An Mey.

17. November 1916.

Es sind oft bewegte Tage, bewegt durch Geschäfte und Sorgen recht äußerlicher und oft schäbiger Art, neben denen deine Arbeit wie ein wahres Sonntagswerk erscheint. Ich habe so oft Augenblicke, wo ich des Treibens müde bin, da ich alles, Amt und Landgut, Wissenschaft abschütteln und mich irgend wohin (wohin?) flüchten möchte, um nur mit Mama und für die Ewigkeit zu leben. Aber diese Befreiung, eine innere Befreiung so gut wie eine äußere, wird mir nie zu Teil werden. Jetzt ist auch der Winter eingekehrt mit starken Frösten und gewaltig brausenden kalten Winden, man lebt wieder völlig im Zimmer, heizt, hat die Vorfenster eingehängt und könnte in der Arbeit ein Stück vorwärts kommen, wenn man fleißiger oder vielmehr wenn man jünger wäre, und wenn man nicht daneben noch für so manch anderes sich interessierte.

Mir ist manchmal ein Rätsel, wie ich neben allem dem mein Buch so zustande bringen kann, daß es mich und

andere befriedigt. Wer Geschichte schreibt, sollte seinen Gedanken ungestört nachhängen können, ein „ruhiges Glück der Seele“ genießen. Das ist mir verwehrt, und ab und zu steigt mir der bittere Gedanke auf, wie gut doch die Egoisten daran sind. Sie halten alles fern, was ihre Kreise stört. Freilich in der Schlußrechnung kommen sie doch zu kurz, und damit will ich mich trösten. Und vor allem in der Arbeit selbst die Ruhe suchen. Wie töricht und kleinlich scheint alles, was einen solchen Tag in Aufregung bringt, neben diesen Studien.

An Mey.

(Während des Weltkrieges Stadtmissionarin in Berlin.)

31. Oktober 1918.

Am Sonntag vor 14 Tagen als die ersten betäubenden Nachrichten kamen, haben mich diese Worte (. . . *) wunderbar getröstet. Seitdem habe ich sie oft wieder gelesen und schreibe sie hier nun Dir: Es ist ja eine andere Zeit, in der Schiller so urteilte. Er will das Politische nicht gelten lassen, damit das Geistige reiner herrsche. Das darf heute in Deutschland nicht die Lösung sein, aber eine Wahrheit gilt doch auch jetzt noch: aus der materiell gewordenen Kultur der letzten Jahrzehnte muß sich eine geistige, neue Kultur erheben, und hiefür muß Deutschland die schwere, furchtbare Heimfuchung durch-

*) Anm. Hier folgt ein größeres Zitat aus jenem Entwurf zu einem Gedichte, den Schiller nach dem Frieden von Lunéville verfaßt hat. Dieser Gedichtentwurf, von R. Goedeke in der histor. krit. Ausgabe von 1871 erstmalig abgedruckt, wurde 1901 von B. Suphan unter dem Titel „Deutsche Größe“ im Auftrag der Goethegesellschaft herausgegeben und erläutert. Sein Kernstück lautet: „Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. — Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Character der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.“ . . .

machen. Es ist politisch und wirtschaftlich groß gewesen und hat dabei Schaden genommen an seiner Seele. Was hoch und herrlich und unvergänglich ist am deutschen Wesen, das wird auch diese Prüfung überwinden. Nach dem dreißigjährigen Kriege kamen der große Kurfürst und Leibniz und Friedrich der Große, nach Napoleon kam die Herrlichkeit der Befreiungskriege und der Romantik und wurde Bismarck geboren. Jede Schmerzensstunde war eine Morgenröte eines neuen schöneren Tages. Das dürfen wir auch heute festhalten. Aber freilich was furchtbar weh tut, ist, wie jetzt alles, was einst als heilig und unantastbar galt, weggeworfen wird, wie Traditionen, Größe usw. beiseite geschoben werden, wie Undankbarkeit und Flachheit das Wort führen. Darum tun mir Deine Briefe so wohl, in ihnen wird ein ganz anderes Deutschland und Preußen laut, als was wir in den Zeitungen zu hören bekommen. Daß Du die große Stunde im Reichstage mitgemacht hast, wirst Du als Erinnerung für Dein ganzes Leben hochhalten können. Wir erleben jetzt eine Epoche, wie die Weltgeschichte nur wenige gesehen hat! Wie klein wird der Einzelne, wie wertlos seine Arbeit, wie entbehrlich sein Leben! Das predigen uns die Weltgeschichte von heute und die Weltkrankheit (Grippe) von heute! Auch da bist Du mitten drinne! O möchtest Du behütet und verschont bleiben! Wir denken immer an Dich und an Deine Brüder, M. und R. und bitten um recht häufige Nachrichten.

Wir halten uns hier oben möglichst von der Stadt fern und genießen die Reinheit der Luft. Es ist rauher Herbst, die Gärten ausgeräumt und der Keller gefüllt. . . . Meine Geschichte des Elsaßes rückt wacker vor, die Hälfte ist gedruckt. Von der Professur bin ich auf mein Begehren entlassen, behalte aber Titel und Rechte. Ich werde aufatmen, wenn ich einmal Pause machen kann. Ich hatte keinen Tag Ferien in diesem Jahr, aber ich fühle mich wohl, wie lange nicht mehr.

29. Februar 1920.

Liebes Mey! Mama ist in Basel bei der Einkleidung von Gertrud W. in die Heilsarmee. Ich sitze ganz allein in meiner sonnigen Zelle, mit vielen Gedanken an Dich. Meine herzlichsten Grüße soll dieser Sonntagsbrief Dir bringen. Von mir weiß ich nicht viel zu erzählen. Ein Tag geht herum wie der andere; nach Tisch eine Stunde draußen, sonst am Schreibtisch. Dabei habe ich das Gefühl, daß ich früher viel besser arbeitete als jetzt, nicht nur leichter, sondern auch besser, und daß ich daher gut täte, das Bücherverfertigen überhaupt aufzustocken; vielleicht bewahren mich die hohen Arbeits- und Papierpreise, die ein Drucken und Herausgeben des Bandes unmöglich machen können, vor der mir drohenden Blamage. Ein nur auf Schriftstellerei gegründetes Dasein in ein poweres, unglückliches Dasein. — Ich arbeite an Totem, Du an Lebenden, und Deine Arbeit hat ihr Recht und ihre Wahrheit und Notwendigkeit in sich selbst; darum bist Du zu beneiden, so schwere Momente Du auch oft haben magst. Behalte guten Mut. In herzlicher Liebe Dein Papa!

An die Klavierkünstlerin Frau Förster in Köln.
Wenkenhof, 4. Dezember 1920.

Es tut mir so wohl, das, was ich in diesem Haus und diesem Stück Erde wie ein besonderes Leben fühle und liebe, auch von andern empfunden zu sehen. Den Meisten ist es ein altes unkomfortables Haus, und nur feineren Nerven tönt und redet hier etwas Eigenes, das nicht vom Alltag und von aller Welt ist. Oft scheint mir, daß solche Empfindungsfähigkeit immer seltener werde und alles sich eben auf das Alltägliche und auf die Norm einrichten müsse. Umso mehr mögen die „Davidsbündler“ dieser Art zusammenhalten. Wir beide sind Rheinländer, und das ist im großen Reich doch eine aparte Art von Menschen, glücklicherweise.

21. Januar 1922.

Mitten in dem Getöse und mitten in der sonnigen Herrlichkeit dieses Jahres habe ich meine meiste Zeit am Schreibtisch verlebt; jetzt ist das Buch sozusagen fertig, aber es wird wohl gar nicht gedruckt werden können, der Kosten wegen! Das ist auch ein Stückchen Elend in dem allgemeinen Graus und Weh dieser Zeit, und ich darf nicht klagen, soll mich vielmehr trösten damit, daß das heimliche Glück des Schaffens viel größer ist als alles, was man beim Hinausgeben einer solchen Kreatur in die Welt auch im günstigsten Falle erleben kann. Und wie kurzes Leben haben auch die besten Wissenschaftsbücher! Nur die Kunst giebt ihren Werken ewige Dauer.

Daß ich seit Monaten neben meiner Wissenschaft nur Goethe beachte, wird Sie kaum verwundern. Andres mag ich gar nicht mehr lesen; den Divan, die Marienbader Elegie habe ich mit tiefster Teilnahme wieder genossen, es sind Reichtümer, die erst dem späteren Alter sich erschließen, wie sie selbst erst durch solches geschaffen worden sind. Daneben tat ich manchen Blick in Gundolfs Goethe, was ein bedeutendes Buch ist. Und dann noch Jakob Burckhardt! — Das ist meine Phantasie- und Geisteswelt. Übergenug, um innerlich glücklich zu sein.

An die Tochter Lili.

(Als Oberschwester in der Klinik des Bürgerospitals, schwerkrank.)

1922.

. . . Ich bin alt, und habe der Hauptsache nach mein Werk getan — ich brauche nicht mehr gesund zu sein, brauche überhaupt nicht mehr zu leben. — Aber daß Du unter Schmerzen stillgelegt bist, das ist ein solches Geheimnis, das ist so unverständlich, daß der allergrößte Segen dahinter liegen muß! Für eine Natur Deiner Art kann solche Stille das edle Gehäule großer Gedanken werden. . .

An den Schwiegersohn Adolf Reßler
(als dieser einen Aufenthalt in Rom machte).

25. April 1924.

Es sind genau 30 Jahre jetzt, daß ich auch im Albergo Santa Chiara abstieg. Aus meinem Zimmer sah ich auf den freien Platz vor der Minerva mit dem Obelisten; nebenan, nur ein paar Schritte weit, wußte ich das Pantheon, und war in dieser Umgebung höchst glücklich. Dir wünschen wir von ganzem Herzen, daß das ewige, einzige Rom auch zu Dir seine große Sprache reden möge. Nirgends wie auf diesem Boden wird uns mit überwältigender Macht die Vergänglichkeit irdischen Lebens und zugleich die Ewigkeit aller geistigen Anschauung und Überlieferung überzeugender gepredigt. Wo man so intensiv mit vergangenen Geschlechtern der Menschheit weiterlebt wie in Rom, ist auch dem Einzelnen, wenn er feinen Ohres und Gemütes ist — das Geleite seiner ihm vorangegangenen stündlich fühlbar. Freilich nicht im modernen, lauten Verkehr und Fremdenstrom, aber dem wirft und kannst Du aus dem Wege gehen. . . In meinem Leben hat diese Stadt unauslöschlichen Eindruck gemacht, und auch Du wirst erschüttert und erhoben und vorwärts gebracht werden.

Schöntal, 23. August 1924.

. . . Jetzt sehe ich immer deutlicher, was das Alter ist mit seinen schweren Prüfungen, mit seiner Grausamkeit. Allen die jung sind, möchte ich zurufen: Werdet Eurer Jugend und der Fülle Eurer Kräfte bewußt und nützet sie! Wie gerne möchte ich von vorne wieder anfangen, um aus meinem Leben weit mehr machen zu können, als ich wirklich gemacht habe. . .

Mit Deinem Talent ist Dir eine prächtige, große Aufgabe gegeben worden, und so ist auch das schwere, schwere Leid ganz gewiß Dir als eine Aufgabe und Erprobung Deiner Tüchtigkeit gegeben. Die künftige Gestaltung vor

allem Deines Künstlerlebens beschäftigt mich in Gedanken sehr. Du darfst das nicht als Zudringlichkeit empfinden; Du weißt, wie viel Du mir bist, und wie innigen Anteil an Deinem Ergehen ich nehme. Ich habe ja kein Urteil über künstlerische Dinge, aber wenn ich an wissenschaftliche, überhaupt an jede höhere Tätigkeit denke, habe ich den Eindruck, daß der Strebende nur vorwärts kommt, größer und stärker wird und seiner Eigenart bewußter im Verkehr mit Gleichstehenden. Mir persönlich ist die Anregung, die ich aus dem Gespräch mit Fachgenossen habe, etwas ganz Unentbehrliches für meine Arbeit. Die Probleme werden mir dabei viel klarer, die Gedanken kommen und mit ihnen die Lust selbst etwas zu schaffen, das anders als das vor jenem Geschaffene, das mich darstellt und zur Geltung bringt neben jenen.

So wird es doch wohl bei der Kunst auch sein, und darum meine ich, Du siehst es Deinem Talent und Dir schuldig, von Zeit zu Zeit Dich vom Gegebenen frei zu machen und bei Künstlern und Kunstwerken anderer Orte Dich umzusehen.

Wer es gut mit sich selbst meint, hört nie auf zu lernen; andere Menschen, andere Gestirne sind vorhanden und wollen gehört und erprobt sein zur eigenen Förderung.

Wenkenhof, 31. Oktober 1924.

. . . Ich komme seit langem nicht heraus aus trüben Stimmungen. Auch meine Arbeit trägt dazu bei, die ich jetzt habe: Durchsicht massenhafter Familienaufzeichnungen aller Art, die mir für meine Basler-Geschichte aus hiesigen alten Häusern anvertraut werden. Alle diese Menschen haben gelebt und gelacht und geweint wie wir, sie haben gearbeitet, sie haben geglaubt etwas Dauerndes zu leisten, sie haben sich alles Mögliche eingebildet — und heute hole ich ihre paar Lebensdaten, den schwachen Widerhall ihrer Gedanken und Worte aus staubigen Papieren. Das ist

die Geschichte einer Stadt, aber auch die Geschichte der Menschheit! Ich meine manchmal, um solcher Betrachtungen willen meine ganze historische Mühe verachten zu müssen, aber das wäre feige und unrichtig. Wir sind nicht dazu da, um in Kleinmut uns preiszugeben, sondern dazu, uns zu behaupten, in der Überwindung alles Schweren und Widerstrebenden. Was wäre der Mensch ohne Arbeit! Arbeit ist Segen und Lebenserhaltung.

. . . Man lebt im gewohnten Geleise, nur daß jeder Tag deutlicher und unerbittlicher als sein Vorgänger an das Ziel mahnt, dem es zugeht. Gedanken dieser Art und auch die oft so schweren Gedanken an das, was hinter uns liegt, sind uns gegeben, damit wir ihnen in tüchtiger Ausnützung des heute, in bestmöglicher Pflichterfüllung bis zuletzt ein Gegengewicht bieten. Die Arbeit ist eine lebenspendende Kraft ohne gleichen, das weißt ja auch Du!

Alles geht dahin, auch das reichste, längste Menschenleben läßt am Ende nur den Eindruck eines Traumes; je älter man wird, um so klarere Augen bekommt man, und wundert sich, in welcher Dumpfheit man Jahre und Jahrzehnte hin gelebt hat. Auch was man gearbeitet hat und geleistet, wie vorübergehend erscheint es einem! Und wo ist eine bleibende Spur? Wer Geschichte treibt wie ich, wird immer skeptischer gegenüber dem Wert alles Menschenwerkes! Tausende von Generationen haben schon vor uns gelebt und geliebt und gelitten und gearbeitet, und das alles war ja im Grunde nur für den Tag, fast alles. Das Allerwenigste nur vermag sich über die Zeiten hinweg zu behaupten. Aus solchen Betrachtungen, die täglich mein Tagwerk begleiten, nehme ich aber keineswegs die Aufforderung zur Resignation und Untätigkeit. Im Gegenteil. Man arbeitet nicht nur für seinen Ruhm zu schaffen, sondern um seine Pflicht zu tun, und diese Pflicht ist die treue, gewissenhafte angestrengte Anwendung der mir

gegebenen Gaben und Kräfte. Ihr Lohn ist aber tägliche Freude und innere Ruhe.

Möge Dir und Deiner schönen Arbeit der Segen dieses seelischen Friedens stets beschieden sein, und ein immer weiteres Aufstun der Flügel zu der Höhe der Kunst!

An den ältesten (Stief-)Bruder Wilhelm Wackernagel in Amerika.

Vierzehn Tage später erlitt der Schreiber seinen ersten Schlaganfall.

Wentenhof, 1. März 1925.

Daß Dir mein Basler Büchlein Vergnügen bereitet hat, ist mir sehr lieb, und mit Verwunderung vernehme ich, daß Du auch dem dicken Wälzer über die Humanisten- und Reformationszeit nahe getreten bist. Beide Publikationen malen ein Basel, das immer mehr der Vergangenheit angehört. Der alte Geist, in dem wir aufgewachsen, schwindet allmählig und macht einer Lebensauffassung Platz, die durch Sport, Kino, Luxus, Geschäft bestimmt wird. Es ist das nicht die gewöhnliche Altersansicht mit der *laudatio temporis acti*; sondern Buchhändler, Universität, Konzertdirektion usw. machen alle dieselbe Beobachtung. Es ist ein Niedergang der Kultur, auf die Basel einst stolz sein durfte, und überdies Äußerung einer allgemeinen Veränderung, einer europäischen Krisis. Amerikanismus rührt seit langem in unsre alten Zustände hinein, und dazu nun die furchtbaren Folgen des Weltkrieges für Gesinnung und Moral. — Ich erlebe dies alles als Historiker und als treuer Basler, der sich resigniert und auf seinem alten Wentenhof wie auf einer Insel lebt. Den Mut zur Arbeit und die Zuversicht auf bessere Tage, die ich freilich nicht mehr mitmachen werde, habe ich dabei keineswegs eingebüßt, aber das *Vanitas Vanitatum* steht sehr eindrucklich vor mir und mahnt mich, wie jene äußern Ereignisse und Um-

wandlungen so auch die eigene Leistung recht niedrig einzuschätzen; es sind lauter Momentualitäten und wollen sub specie aeternitatis beurteilt sein.

Ist Dir der Wenken erinnerlich? Mehr als zehn Jahre sind wir hier im Winter und im Sommer; wir könnten es in der Stadt nicht mehr aushalten. Es ist ein Landsitz, der seit bald 200 Jahren sich in der Familie meiner Frau weitergeerbt hat, eine Stätte voll Tradition und schöner Vergangenheit; aber auch hier ist ein mächtiger Wandel; Nachbarn sind herzugekommen, die uns fremd sind, allenthalben entstehen Quartiere; die freie Ländlichkeit, in der ich vor 40 Jahren als Gast hier gewohnt, ist nicht mehr. Noch bemühen wir uns, in Haus und Garten den alten Wenkenlebensstil festzuhalten, mit offenen gastlichen Türen; nach uns wird alles anders werden. Es ist eine Entwicklung, die wir in der Stadt im Brunnngäßlein mitmachten, auch dort ist eine neue Welt, statt der ehemaligen Garteneinsamkeit eine lärmende große Verkehrsstraße. Tempora mutantur!

Wir werden uns kaum hienieden sehen, aber wir haben eine Hoffnung. . .